



Ulrich Schnabel

Zeit für einen neuen Push

Was haben die ›Jahre der Wissenschaft‹ bisher gebracht – und wie könnten sie weiterentwickelt werden? Eine Bilanz

Den abschließenden Kommentar zum Einsteinjahr lieferte seinerzeit das *FAZ*-Karikaturisten-Duo Greser & Lenz. »Das Mozartjahr fällt aus, weil das Einsteinjahr wiederholt werden muss. Das hat keine Sau begriffen«, ließen sie in ihrem Silvestercartoon 2005 einen (anonymen) Beamten im Berliner Regierungsviertel stöhnen. Viele Zeitungsleser dürften da entspannt aufgelacht haben. Denn es gab sicher genug, die trotz des damaligen Einstein-Dauerbeschusses noch immer nicht verstanden hatten, was sie sich unter einer relativistischen Längenkontraktion oder Zeitdilatation vorzustellen hätten.

Doch hinter dem Zitat steckt mehr als nur eine Cartoonisten-Blödelei. Tatsächlich warfen Achim Greser und Heribert Lenz (wenn vielleicht auch unbewusst) damit die entscheidende Frage auf, die sich angesichts der Wissenschaftsjahre in Deutschland stellt: Wen sollen diese groß angelegten PR-Anstrengungen, für die das Bundesforschungsministerium (BMBF) jedes Jahr mehrere Millionen Euro ausgibt, genau erreichen? Was wird damit bezweckt? Und was bleibt am Ende in den Köpfen des Publikums davon hängen?

Seit acht Jahren finden in Deutschland die sogenannten Wissenschaftsjahre statt, die jeweils einer bestimmten Disziplin (oder einem ganzen Wissenschaftssegment) eine öffentliche Plattform bieten. Als Erste nutzten 2000 die Physiker die Gelegenheit, ihr Fach ins Rampenlicht zu stellen, dann folgte das Jahr der ›Lebenswissenschaften‹, der Geowissenschaften, der Chemie und der Technik. 2005 wurde das 100-jährige Jubiläum von Albert Einsteins ›Annus mirabilis‹ gefeiert, danach kamen Informatik und Geisteswissenschaften zum Zug – und nun, 2008, sind die Mathematiker dran. Dabei entfalten die jeweiligen Disziplinen in ›ihren‹ Jahren eine erstaunliche Aktivität; mit Ausstellungen, Schülerwettbewerben, Vorträgen, Theaterstücken, Internetspielen oder ›Science Streets‹ versuchen Forscher das Publikum für ihre Arbeit zu begeistern. Die einzelnen ›Events‹ erreichen zum Teil

hohe Medienaufmerksamkeit und – je nach Art der Veranstaltung – durchaus auch beeindruckende Teilnehmerzahlen.

Es mag dabei eine zwangsläufige Entwicklung sein, dass die Wissenschaftsjahre mittlerweile gar nicht mehr ausschließlich in der Hand der Wissenschaft liegen. Schließlich ist in einer Mediengesellschaft das Image meist entscheidender als der Inhalt. Und so ist es nur folgerichtig, dass das BMBF die Werbeagentur Scholz & Friends beauftragt hat, die jeweiligen Veranstaltungen in ein professionelles Werbekonzept einzubinden. Und so wurden zum Beispiel im Einsteinjahr nicht nur Ausstellungen, Vorträge und Nobelpreisträgertreffen organisiert, sondern auch Einstein-Zitatfahnen, -teppiche, -plakate und anderer Werbeklimbim unters Volk gebracht.

Allerdings darf man, wie bei jeder Marketingaktion, die Frage stellen, ob sie ihr Ziel erreicht und worin es genau besteht. Erstaunlicherweise ist dies, trotz des Millionenaufwands, alles andere als leicht zu beantworten. Zwar werden die Wissenschaftsjahre im Auftrag des BMBF jedes Jahr von unabhängigen Agenturen evaluiert – doch diese kommen in einem Punkt immer wieder zu demselben, unbefriedigenden Ergebnis: Weder seien die Ziele dieser groß angelegten Wissens-PR genau spezifiziert, noch sei klar, wer deren Adressaten eigentlich sind.

So stellt etwa der Evaluationsbericht zum Jahr der Technik 2004 fest, dass die Ziele in »verschiedenen Quellen immer wieder anders formuliert« und »sogar an manchen Stellen widersprüchlich formuliert« seien. Und das ist nicht etwa nur ein Versehen, sondern offenbar gewollt. Denn der Bericht vermerkt auch, dass »ein Konzeptpapier zum Wissenschaftsjahr, in dem Ziele verbindlich beschrieben werden«, schlicht und einfach »fehlt«.

Dabei wurden die zu lösenden Probleme schon 1999, als sämtliche großen deutschen Wissenschaftsorganisationen das Memorandum zum Public Understanding of Science and Humanities (PUSH) unterzeichneten, klar



benannt. Damals war von dem »als immer dringlicher empfundenen Vermittlungsprozeß der Wissenschaft in die Gesellschaft« die Rede und davon, dass die Wissenschaften heute »mehr denn je« auch als destruktive Kraft wahrgenommen würden. »Sie verkörpern einerseits den Fortschritt, andererseits werden sie jedoch auch als eine Bedrohung der menschlichen Sicherheit empfunden«, hieß es damals besorgt. Die Wissenschaftler seien daher aufgefordert, »Veränderungen öffentlich zu rechtfertigen, ja sogar vorausschauend öffentlich zu diskutieren«. Dazu kam, zumindest in einigen Disziplinen, ein drängendes Nachwuchsproblem und der Wunsch, den Rückgang der Studienanfängerzahlen zu stoppen. In der Physik ist dies mittlerweile einigermaßen gelungen. In den Ingenieurwissenschaften dagegen ist die Debatte um fehlende Fachkräfte aktueller denn je.

Konkrete Ziele für die Wissenschaftsjahre ließen sich demnach problemlos benennen. Dies wären: Erstens die Gewinnung neuen Nachwuchses; zweitens die vorausschauende Diskussion heikler wissenschaftlicher Problemfelder; und drittens der Versuch, mehr Verständnis für die Wissenschaft in Deutschland zu wecken, was auch die Ansprache bisher wissenschaftsferner Schichten einschließt.

Natürlich ist nicht zu leugnen, dass sich seit 1999 in der Kommunikation über Wissenschaft viel getan hat. Beteiligte, die von Anfang an dabei waren, schwärmen geradezu von einem »Bewusstseinswandel«, der die Wissenschaft in Deutschland erfasst hätte. Denn lange Zeit war es unter Forschern geradezu verpönt, sich an ein großes Publikum zu wenden und die eigenen Erkenntnisse zu popularisieren. Wer dies tat, wurde von Kollegen leicht als »Fernsehprofessor« oder Profilneurotiker belächelt, der damit seine mangelnde Seriosität als Wissenschaftler demonstrierte. Das hat sich in der Tat grundlegend gewandelt. Die Kunst der (auch für Laien) verständlichen Darstellung gilt heute nicht mehr als Manko, sondern als Plus eines Forschers. Und eine Vielzahl von Initiativen fördert mittlerweile diese Dialogbereitschaft; die Deutsche Forschungsgemeinschaft vergibt jedes Jahr den Communicator-Preis, der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft zeichnet die »Stadt der Wissenschaft« aus, nahezu jede Universität veranstaltet mittlerweile eine »Kinderuni«, die Robert Bosch Stiftung fördert in ihrem NaT-working-Programm gezielt die Kooperation von Schulen und Wissenschaftlern und so weiter und so fort.

Dazu kommt, dass die Konkurrenz um Renommee und Fördermittel sich in Zeiten von Forschungsrankings und Exzellenzinitiative deutlich verschärft hat und Wissenschaftler zunehmend den Druck spüren, Rechenschaft über ihre Arbeit ablegen zu müssen.

Inwiefern angesichts all dieser Faktoren speziell die Wissenschaftsjahre zu dem besagten Bewusstseinswandel beitragen, lässt sich schwer beantworten. Sicher können sie bei dem einen oder der anderen einen Anstoß gegeben haben – wie nachhaltig allerdings dieser Impuls ist, steht auf einem anderen Blatt. Denn meist treten bei den Wissenschaftsjahren ja jene Lichtgestalten auf, die ohnehin schon über die Gabe der Kommunikation verfügen. Deren (nicht genug zu lobendes) Engagement kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei vielen ihrer Fachkollegen die Dialogfähigkeit oft noch arg beschränkt ist und dass die Vermittlung dieser Fertigkeit auch nicht Teil der regulären Ausbildung ist. Genauso wenig übrigens wird das besondere Engagement eines Forschers für den Dialog mit der Öffentlichkeit seiner wissenschaftlichen Reputation angerechnet und bei Berufungen berücksichtigt (wie es ursprünglich im PUSH-Manifest 1999 einmal gefordert wurde). Solche institutionellen Veränderungen würden den Bewusstseinswandel vermutlich viel stärker beschleunigen als die (meist kurzzeitigen) Aktionen während eines Wissenschaftssommers.

Zu fragen ist auch, inwieweit die Wissenschaftsjahre wirklich mehr Verständnis und Akzeptanz für die Wissenschaft wecken. Interessant wird diese Frage vor allem im Hinblick auf *heikle* wissenschaftliche Bereiche. Für die positiv besetzte *Solarzellenforschung* muss man wohl kaum werben, bei umstrittenen *Stammzellen* sieht die Sache schon anders aus. Doch den meisten Veranstaltungsformaten scheint das Missverständnis zugrunde zu liegen, man müsse die Öffentlichkeit nur richtig informieren, damit sie die Methoden und Ergebnisse der jeweiligen Forschung verstünde und damit akzeptierte. Dahinter verbirgt sich die Hoffnung, dass Bürger, die das Standardmodell der Physik kennen, eher bereit sind, Millionen für einen neuen Teilchenbeschleuniger auszugeben. Oder dass sie der Stammzellforschung aufgeschlossener gegenüberstünden, wenn sie die dazugehörigen biologischen Grundbegriffe verstehen.

Dass dies ein Trugschluss ist, hat die einschlägige Forschung schon lange bewiesen. »Ein besseres Verständnis von wissenschaftlichen Themen führt nicht automatisch zu mehr Akzeptanz«, stellte der britische Professor für



Public Understanding, John Durant, schon vor Jahren fest. Im Gegenteil, Studien zeigen immer wieder, dass ein größeres Maß an Scientific Literacy eher mit einer *kritischen* Einstellung gegenüber umstrittenen Forschungszweigen einhergeht. Wer Verständnis *und* Akzeptanz erzeugen will, muss daher das führen, was Kommunikationsforscher einen Meinungsdialog nennen – eine Auseinandersetzung mit unterschiedlichen ethisch-moralischen Positionen auf Augenhöhe. Solche Meinungsdialoge jedoch sind im Rahmen der Wissenschaftsjahre kaum vorgesehen. Das beste Beispiel hierfür lieferte das Jahr der Lebenswissenschaften 2001. Damals entbrannte in Deutschland gerade eine erbitterte Debatte um die Forschung mit embryonalen Stammzellen. Zeitungen füllten ganze Seiten damit, Forscher mussten unter Poli-

spiel das Projekt ›Science Call‹ gestartet – eine Art Wissenschaftler-Hotline. Bei der Evaluation gaben die beteiligten Forscher »überwiegend an, dass sie die Anrufenden über den aktuellen Stand der Forschung in Kenntnis setzen wollen. [...] Wenige zeigten sich an der Meinung des Anrufenden interessiert«.

Unter Kommunikationsexperten werden die Wissenschaftsjahre daher heute auch gerne als »Betstunden für die Frommen« bezeichnet: Sie ziehen jene an, die von der zu vermittelnden Botschaft ohnehin schon überzeugt sind. Nicht einmal im Einsteinjahr, das als eines der erfolgreichsten Wissenschaftsjahre insgesamt gilt, gelang es, diesen Zirkel der ›Getauften‹ zu durchbrechen. In der Evaluation zum Einsteinjahr wird zwar positiv vermerkt, dass es gelang, »mehr Menschen anzusprechen als jemals

Doch den meisten Veranstaltungsformaten scheint das Missverständnis zugrunde zu liegen, man müsse die Öffentlichkeit nur richtig informieren, damit sie die Methoden und Ergebnisse der jeweiligen Forschung versteht und damit akzeptierte.

zeischutz gestellt werden, und im Bundestag debattierten sich Politiker quer durch die Parteien die Köpfe heiß – doch in den offiziellen Veranstaltungen des Lebenswissenschaften-Jahrs kam das Thema kaum vor. Zwar gab es die eine oder andere Talkrunde, in der einige Experten in wohlgesetzten Worten die Ethik der Stammzellforschung thematisierten. Aber ein wirklicher Dialog mit der Öffentlichkeit, in dem auch die Bürger ihre Meinung hätten kundtun dürfen, fand kaum statt.

Dabei ist in den offiziellen Verlautbarungen zu den Wissenschaftsjahren ständig von ebendiesem Dialog die Rede. »Die Jahre eröffnen Räume für lebendige und kontroverse Dialoge zwischen Bürgern und Bürgerinnen und den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen.« So war es etwa auf der Homepage des Jahrs der Chemie 2003 zu lesen. Ein Jahr später stellte der Evaluationsbericht zum Chemie-Jahr allerdings fest: »Im Text ist von einem ›kontroversen Dialog‹ die Rede, was bedeuten würde, dass dabei unterschiedliche Werthaltungen zum jeweiligen Wissenschaftsthema zur Sprache kommen. In den Veranstaltungen des Jahrs der Chemie konnte ein solcher Meinungs-Austausch kaum beobachtet werden.« Stattdessen hätten Formate mit »unidirektionaler Informationsvermittlung« dominiert, in denen die Wissenschaftler den Laien vor allem informiert und ihm *ihre eigene* Meinung klargemacht hätten. So hatten die Chemiker zum Bei-

zuvor in der Geschichte der Wissenschaftsjahre«. Allerdings sei dabei nur »ein per se interessiertes, informiertes und höher gebildetes Publikum mit hoher Affinität zu naturwissenschaftlich-technischen Themen erreicht« worden. Ernüchternd heißt es weiter: »Liest man die Zielgruppenbezeichnung ›breite Öffentlichkeit‹ auch so, dass bildungsferne Schichten erreicht werden sollen, so ist dies in diesem Wissenschaftsjahr – zumindest durch Veranstaltungen – auch nicht mehr als in anderen Jahren gelungen.«

Das könnte man als lässliches Übel abtun (»wer sich nicht interessiert, ist selbst schuld«), führt aber in der Konsequenz dazu, dass ein Ziel des Wissenschaftsdialogs sich geradezu ins Gegenteil verkehren kann: Statt auch jene einzubeziehen, die der Wissenschaft bislang weitgehend uninteressiert oder ablehnend gegenüberstanden, verschärfen solche Veranstaltungen eher noch die Spaltung. Es zeige sich bei allen Analysen, »dass der Dialog selber selektiv wirkt«, heißt es zum Beispiel im Evaluationsbericht für das Jahr der Lebenswissenschaften. »Das vorgeschaltete Interesse, das einen wesentlichen Prädiktor für die Teilnahme an den Veranstaltungen [...] bildet, schließt erkennbar gewisse soziale Gruppen mit niedriger formaler Bildung und sozialem Status aus.«

In Großbritannien, das in vielen Punkten dem deutschen PUSH-Programm als Vorbild diente, hat man die-



ses Dilemma schon länger erkannt und versucht, aktiv gegenzusteuern. Unter der Devise »giving a voice to the unheard« werden speziell Programme gefördert, die wissenschaftsferne Schichten ansprechen. So wendet sich beispielsweise das Projekt Delivering Inclusion in Science Communication (DISC) an die afro-karibische Minderheit in Großbritannien und erarbeitet mit deren Vertretern Themen, die für sie von besonderem Interesse sind. Der Wellcome Trust und das britische Regierungsprogramm Sciencewise wiederum finanzieren zum Beispiel das Projekt DEMOCS (Deliberative Meetings of Citizens), eine Mischung aus Kartenspiel und politischem Werkzeug, mit dem sich der – oft mühsame – Entscheidungsfindungsprozess von Bürgerkonferenzen vereinfachen lässt. Im Rahmen der deutschen Wissenschaftsjahre sind solche Projekte Mangelware. Hierzulande scheint man zu meinen, um Minderheiten anzusprechen, genüge es, wie im Einsteinjahr, die entsprechenden Plakate einfach nur größer zu drucken.

Auch der Aspekt der Nachwuchsförderung ist verbesserungsbedürftig. Sicher, in jedem Wissenschaftsjahr gibt es Schülerwettbewerbe und Info-Stände für interessierte Jugendliche. Doch eine wirklich gezielte Förderung, die über einmalige Aktionen hinausreichte, findet zu wenig statt. Dabei sollten Hilfestellungen für Lehrerinnen und Lehrer eine zentrale Rolle spielen. Schließlich bemühen sich die Pädagogen Tag für Tag, bei Jugendlichen Verständnis für die Wissenschaft zu wecken. In ihrem Unterricht ist gewissermaßen ständig Wissenschaftsjahr, und die Erfahrungen, die Schüler dort machen, prägen ihre Einstellung oft ein Leben lang. Doch trotz ihrer entscheidenden Funktion als Vermittler und Multiplikatoren werden die Lehrer in den Wissenschaftsjahren (bislang jedenfalls) eher stiefmütterlich behandelt. Zwar wurden im Einsteinjahr auch Unterrichtsmaterialien und spezifische Angebote für Lehrer konzipiert. Allerdings war all das erst so spät verfügbar, »dass diese oft im laufenden Schuljahr und somit dem Einsteinjahr gar nicht mehr behandelt und dessen Popularitätseffekte damit nicht mehr genutzt werden konnten«, wie der entsprechende Evaluationsbericht trocken feststellt.

Solche Pannen hängen auch damit zusammen, dass in jedem Wissenschaftsjahr das Rad immer wieder von Neuem erfunden wird. Jedes Mal wechseln die Organisatoren aufseiten der Wissenschaft, jede Fachgesellschaft setzt immer wieder eigene Schwerpunkte. Es mangelt an Kontinuität, Lerneffekte aus früheren Veranstaltungen

sind wenig erkennbar, eine zentrale Koordinierungsstelle, in der die Fäden zusammenlaufen, fehlt. Zwar gibt es die Initiative »Wissenschaft im Dialog« (WiD), in der alle großen deutschen Wissenschaftsorganisationen vertreten sind und die ein solches Forum darstellen *könnte*. Doch derzeit ist WiD viel zu schwach aufgestellt und von zu vielen gegensätzlichen Interessen bestimmt.

Zumindest in einem Punkt verspricht das Jahr der Mathematik 2008 eine Wendung zum Besseren. Erstmals werden Schüler und Lehrer als zentrale Zielgruppe definiert, und zugleich wird deutlich der nachhaltige Charakter der geplanten Aktionen betont; dazu soll einerseits an bereits bestehende positive Ansätze angeknüpft und andererseits darauf geachtet werden, dass die Projekte über das Mathematik-Jahr hinaus fortgeführt werden. Dafür macht sich nicht nur der Präsident der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, Günter Ziegler, stark, sondern auch die Telekom-Stiftung, die erstmals neben dem BMBF als Mitveranstalter eines Wissenschaftsjahres auftritt.

Vielleicht kann das Jahr der Mathematik damit ja eine Trendwende einleiten: weg von den aufwendigen, unspezifischen, wenig zielführenden Großveranstaltungen hin zu einem eher lokalen Engagement, das sich mit klaren Zielvorgaben an ganz bestimmte Adressaten (etwa Schulklassen, Berufsanfänger, Patientengruppen oder Verwandtes) richtet und das dafür sorgt, dass nachhaltige Strukturen entstehen, die über die Jahre einen messbaren Effekt bewirken. Eine solche Neuorientierung kommt gerade zum rechten Zeitpunkt: Ohnehin wird das Jahr der Mathematik vermutlich das letzte Wissenschaftsjahr sein, das sich ausschließlich einer einzigen Disziplin widmet. Gegenwärtig laufen im Bundesforschungsministerium die Planungen, wie das Format ab dem Jahr 2009 mit neuem Leben gefüllt werden soll. Vielleicht zieht man dabei aus den kritischen Evaluationen der vergangenen Jahre die Lehre und wagt es, das Profil der Wissenschaftsjahre noch einmal deutlich zu schärfen.

Denn die Wissenschaftskommunikation in Deutschland hat seit dem ersten PUSH-Symposium 1999 zweifellos einen großen Schritt vorwärts gemacht. Doch nun ist es Zeit für einen neuen Push.